

Teilhabe

Leben mit Behinderung - „Normalbürger“ meinen... von S. Zeigerer

Schulhof oder Erlebnis- und Integrationsfläche - Dieter Kalesse

Die Europamedaille - „Eine kleine Gabe für große Werke“

TEIL-HABEN - in „fremde“ Systeme eindringen - Prof. Dr. H.-C. Vogel

HephataMagazin

EINBLICKE - ANSICHTEN - AUSBLICKE

Nr.2

Mai/03



teilhabe -
inclusion - mittendrin

Inhalt

HephataMagazin
Ausgabe 02 | Mai 2003



Titelmotiv:
Katinka Dermietzel,
o.T., Wachs, 2002
Kontakt: 01 78 - 4 56 65 44

Editorial	01	Wir wollen Weniger... Ansichten aus dem Brüsseler Kreis	12
Was wissen „Normalbürger“ über das Leben von Menschen mit Behinderung Meinungen, gesammelt von Sonja Zeigerer	02	Dazu gehören wollen Eine historische Geschichte	14
Wie teuer darf eine Jeans... sein? Teilhabe kostet Geld!	04	Vom Schulhof zur „Erlebnis- und Integrationsfläche“ Die Schulhofumgestaltung der Karl-Barthold-Schule	15
TEIL-HABEN In „fremde“ Systeme eindringen	06	„Theorie und Praxis eng verzahnt,“ 30 Jahre Hephata Berufskolleg	16
Teilhabe - eine Selbstverständlichkeit?! „Teilhaben am Leben in der Gemeinschaft“ aus Sicht eines behinderten Menschen	07	Die Insel - Menschen und Orte verbinden sich Der Hephata-Preis 2002 für die „Initiative Selbständiges Leben e.V.“	17
„...als Viertes habe ich meinen gesetzlichen Betreuer abgeschafft“ Ein Dreiergespräch zwischen Dirk Henkel, Bernd Pfannkuche und Dieter Kalesse	08	Europamedaille für Hephata Eine kleine Gabe für große Werke!	18
Teilhabe Wünsche aus der Sicht von Angehörigen	10	Neues aus Hephata	20
Hephata- ein modernes Dienstleistungsunternehmen zur Förderung gleichberechtigter Teilhabe	11	Bitte helfen Sie... Möglichkeiten des Helfens	22
		In eigener Sache... Das HephataMagazin	23
		Aktuelle Termine Was liegt an - was ist wichtig - was sollte man nicht verpassen	24

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser,

die zweite Ausgabe unseres HephataMagazins beschäftigt sich mit dem Thema Teilhabe. Wir umkreisen damit ein Thema, das eines unserer zentralen Lebensmotive anspricht. Einerseits ist es eine Lebenskunst, sich selber zu ertragen, bei sich selber sein zu können, Ruhe mit sich zu haben. Andererseits aber ist da auch unser ganz deutliches Bedürfnis, 'irgendwo' dazugehören, nicht ausgeschlossen zu sein, bei anderen Menschen und zusammen mit ihnen Heimat zu haben. Keiner von uns kann und will sich selber genug sein. Hier ist jeder Mensch in seinen Bedürfnissen angesprochen, ob als Kind, als kranker Mensch, im Alter, mit eingeschränkten Fähigkeiten oder einfach nur als 'normaler' Mensch. Wir möchten nicht vielfältige Barrieren und Vorurteile überwinden müssen, bevor wir anerkannt werden, mehr noch: wertgeschätzt werden.

Es gehört zu den guten Fortschritten, dass der Wunsch nach Teilhabe, den Menschen mit Behinderung uneingeschränkt mit allen teilen, sich nun auch in der Gesetzgebung niederschlägt. Mit dem Sozialgesetzbuch IX, das seit dem Sommer 2001 in Kraft ist, erhält dieser Wunsch einen uns alle verpflichtenden Ausdruck. In § 1 dieses Gesetzbuches heißt es:
Behinderte und von Behinderung bedrohte Menschen erhalten Leistungen nach diesem Buch und den für die Rehabilitationsträger geltenden Leistungsgesetzen, um ihre Selbstbestimmung und gleichberechtigte Teilhabe am Leben in der Gesellschaft zu fördern, Benachteiligungen zu vermeiden oder ihnen entgegenzuwirken. Dabei wird den besonderen Bedürfnissen behinderter und von Behinderung bedrohter Frauen und Kinder Rechnung getragen.

In spröder Gesetzessprache wird hier eine Grundauffassung sichtbar, die das Zusammenleben von Menschen ganz unterschiedlicher Begabung als ein gleichberechtigtes Miteinander versteht.

Als diakonisches Unternehmen sehen wir uns dieser Grundauffassung verpflichtet und bringen dies zugleich in der Zielsetzung unserer Arbeit zum Ausdruck. Praktisch heißt dies: Damit es nicht allein bei dem Anspruch bleibt, Teilhabe von Menschen am Leben in der Gesellschaft zu fördern, richten wir unsere Angebote und Dienste so ein, dass Menschen dabei unterstützt werden, tatsächlich auch aktiv und im Rahmen ihrer jeweiligen Möglichkeiten teilnehmen zu können am Leben aller. Wir nennen dies Assistenz. Sie betrifft das Wohnen, die Arbeit, den Urlaub und die Freizeit, das Kunst- und Musikleben, kurzum: alle Bereiche, in denen wir das Leben miteinander teilen. Auf dem Weg zu einer umfassenden Teilhabe in diesem Sinne ist noch Vieles zu tun.

Wenn Sie bei der Lektüre dieser Ausgabe des HephataMagazins Lust bekommen, sich die Frage zu stellen, wo und wie Sie an Ihrem Ort und in Ihrer Umgebung etwas dazu beitragen können, dass mehr Teilhabe von und mit unterschiedlichen Menschen möglich wird, dann ist ein wichtiger Schritt getan.

Ihr
PD Dr. Johannes Degen
Direktor der Evangelischen
Stiftung Hephata





Fotos: Sonja Zeigerer, Udo Leist

Was wissen „Normalbürger“

über das Leben von Menschen mit Behinderungen?

(Voten, gesammelt von Sonja Zeigerer)



Iris Löhmer: „Behinderte können arbeiten und müssen nicht mehr in einem Heim oder einer Klinik wohnen - dass ist Teilhabe am normalen Leben!“



Carsten Derix: „Teilhabe bedeutet bestimmt, dass Behinderte sich am gesellschaftlichen Leben beteiligen können, ohne unter Vorurteilen zu leiden.“



Simone Eckers: „Erst die Gesellschaft lässt eine Behinderung zur Behinderung werden!“



Renate Geisthardt: „Früher dumpften die Behinderten oft so vor sich hin, das ist heute nicht mehr so.“



Hans Müller*: „Bei einem Zusammenkommen würde ich versuchen, mit einem Behinderten normal zu sprechen, ich würde auf jeden Fall besonders nett und lieb zu ihm sein.“

Das Ziel heißt „Teilhabe“, die Fachleute sprechen von „Inclusion“, aber wie sehen es eigentlich die, die Menschen mit Behinderungen in ihren Lebensalltag einschließen sollten, die ganz „normalen“ Bürgerinnen und Bürger?

Exemplarisch kommen hier fünf Mönchengladbacher Bürgerinnen und Bürger, die bisher kaum Berührung mit behinderten Mitmenschen hatten, zu Wort.

Sie wurden befragt zu Nachbarschaft, Beschäftigung, Geld und Freizeit.

Simone Eckers, 24 Jahre,
Grundschullehrerin im Referendariat:

„Es wäre solange für mich kein Problem, wenn behinderte Menschen nebenan wohnen würden, wie meine Privatsphäre nicht gestört werden würde. Wie bei allen anderen Nachbarn auch. Ein behinderter Mensch bekommt bestimmt ein Taschengeld - vielleicht ca. 250 Euro pro Monat - er kann wohl auch damit umgehen. Jemand der Bäume fällen kann, kann

auch ein bisschen mit Geld umgehen. Aber was macht er damit, und wie? Das kann ich mir schwer vorstellen. Ich bin 100%ig der Meinung, dass auch er arbeiten sollte. Für jeden Menschen, der gehen kann, gibt es auch eine Arbeit. In meiner Schule werden die behinderten Kinder völlig integriert, teilweise von zwei Sonderschulpädagoginnen extra gefördert. Kein anderes Kind lacht über sie, ihre Behinderung fällt so gar nicht auf, sie werden nicht isoliert oder leiden unter Vorurteilen. Es werden beide Seiten gefördert, so können alle voneinander lernen.“

Carsten Derix, 29 Jahre,
selbständiger Versicherungskaufmann:

„Wenn ich gefragt werden würde, was ich von Behinderten als meine Nachbarn halte, bin ich in einem inneren Konflikt. Menschlich hätte ich natürlich nichts dagegen, aber Behinderte gehören nun mal zu einer sozialen Randgruppe, wobei sich eine solche Nachbarschaft dann natürlich auch auf die wirtschaftliche Situation, zum

Beispiel die Grundstückspreise, auswirken würde. Behinderte wohnen auch heute leider noch zu oft in Heimen. Unsere Gesellschaft neigt dazu, Menschen in Heime abzuschieben, in Alten-, Kinder-, Pflege- oder Behindertenheime.“

Renate Geisthardt, 59 Jahre,
Realschullehrerin:

„Teilhabe beschreibt das Ziel: Behinderte sollen teilhaben am normalen Leben und nicht mehr weggeschlossen werden. Teilhaben bedeutet auch, dass sie Freude empfinden, Eigenverantwortung übernehmen, einkaufen gehen und vieles mehr. Bei dem Thema Nachbarschaft würde ich mich schon sehr genau informieren, man neigt dazu schnell „ja“ zu sagen, es könnte aber schwierig sein, man könnte ja auch Angst haben. Wir haben allgemein zu wenig Wissen im Umgang mit Behinderten, man ist unsicher, was ist richtig, was nicht? Man muss bestimmt auch viel Geduld haben, und die Behinderten mal machen lassen. Sie arbeiten in beschützenden Werkstätten, da können

sie was leisten, das bringt Lebensfreude. Sie können in ihrer Freizeit Theater spielen und auch anders künstlerisch tätig sein, was man ihnen auch oft nicht zutrauen würde. Sie empfinden ja auch Liebe und Sexualität, das kann man sich auch nicht so wirklich vorstellen. Das ist ja grade auch bei Behinderten ein Tabu-Thema. Arbeiten sollten sie auf jeden Fall, weil nur Arbeit Erfolg und Zufriedenheit geben kann. An Taschengeld haben sie vielleicht ca. 125 Euro pro Monat zur Verfügung, was schon erschreckend wenig wäre, da sie sich ja auch ihre Bedürfnisse erfüllen können und müssen. Bei richtiger Förderung kann ein Behinderter fast alles machen: kreativ sein, spielen, basteln, malen, spazieren und auch mal TV gucken.“

Iris Löhmer, 43 Jahre,
Hausfrau (früher Krankenschwester) und Mutter:

„Ich glaube, dass der normale Tagesablauf dem Behinderten im Gegensatz zu uns eine Aufgabe stellt, daneben

wird er vielleicht Gartenarbeit betreiben oder eine andere Beschäftigung, abhängig vom Grad seiner Behinderung. In Urlaub zu fahren ist für jeden Menschen wichtig, Meer und Sand können eine Therapieform sein. Finanziert wird der Urlaub schätzungsweise aus Spenden, ich habe oft schon Behinderte in Holland am Strand gesehen. Man sollte mit ihnen auch ganz normal einkaufen gehen. Das ist aber bestimmt oft sehr chaotisch, wie mit Kindern auch. Ich gehe sehr viel und überall einkaufen, habe aber noch nie Behinderte beim einkaufen gesehen.“

Hans Müller*, 64 Jahre,
Studiendirektor:

„Teilhabe könnte bedeuten, dass Behinderte teilhaben am Prozess ihrer Wiedereingliederung in die Gesellschaft. Wenn ich mir vorstelle, dass ein Behindertenwohnheim neben meinem Haus entstehen würde, befällt mich ein eigenartiges Gefühl. Ich bräuchte Zeit, um mich daran zu gewöhnen, ich glaube aber dass ich

nichts dagegen hätte. Ein Behinderter ist bestimmt viel mit sich selbst beschäftigt, tut wenig Sinnvolles, immer wieder das Gleiche. An Taschengeld bekommt er wohl das, was Hephata ihm gibt, ca. 20 Euro pro Monat. Er kann ja sowieso nichts richtiges damit machen. Wenn er rausgehen darf, kann er sich davon mal ein Eis oder Pommes kaufen. In Urlaub fährt er bestimmt hier in unsere Gegend, zum Nieder-rhein. Die Behinderten wohnen auf dem Gelände Hephatas, die Betreuer werden die Wohnungen einrichten. In seiner Freizeit ist ein Behinderter in seiner Wohnung und versucht sich mit seinen Arbeitsdingen zu beschäftigen.“

*Der Gesprächspartner ist der Redaktion bekannt, der Name wurde auf seinen Wunsch geändert.

Sonja Zeigerer ist Öffentlichkeitsreferentin der Evangelischen Stiftung Hephata.

Wie teuer darf eine Jeanssein?



Text: Sonja Zeigerer Fotos: Udo Leist

Meine Kollegin und ich gehen über das Stiftungskerngelände.

Ich arbeite jetzt seit einem halben Jahr für Hephata, als Öffentlichkeitsreferent in. Ich arbeite mit Worten und Texten. Organisiere und richte Veranstaltungen aus. Mit den behinderten Menschen, die hier in Hephata leben, habe ich immer mehr Kontakt.

Vor uns gehen zwei Menschen.

Behinderte, behinderte Menschen, Menschen mit einer vermeintlichen Behinderung, über diese unterschiedlichen Formulierungen hatte ich mir bis dato noch nie Gedanken gemacht.

Für mich war Hephata ein Heim für Behinderte. Ich suchte einen Nebenjob, um mir das letzte Jahr meines Studiums und einen gewissen Luxus zu finanzieren. Dazu gehört neben Kino-, Restaurant- und Frisörbesuchen natürlich auch Kleidung. Vor kurzem habe ich mir erst wieder eine ziemlich teure Jeans einer nicht unbekanntenen Marke gekauft.

Der junge Mann, der rechts geht, scheint körperlich schwer behindert zu sein. Der Linke scheinbar nicht.

Ich wurde damals vom Arbeitsamt auf diese Stelle aufmerksam gemacht. Mit einem doch sehr mageren Wissen über Hephata ging ich zum Vorstellungsgespräch. Schnell merkte ich, dass meine Vorstellung über die Einrichtung ziemlich veraltet war. Mittlerweile habe ich unzählige Gespräche mit Freunden und Verwandten über Dezentralisierung, über Assistenz, Selbstbestimmung und Integration geführt. Langsam aber sicher realisieren auch sie, dass die

Zeit der Anstalten vorbei ist. Immer wieder erzähle ich ihnen, dass man keinen Unterschied machen darf zwischen Menschen mit einer Behinderung und solchen, die sich ohne eine Behinderung wähnen. Darf man ja auch nicht.

Der Linke stützt den Rechten. Wir sind jetzt fast auf gleicher Höhe mit ihnen.

Ich habe meine anfängliche „Scheu“ abgelegt, fühle mich nun nicht mehr „normaler“, außerdem, wer und was ist denn schon normal? Ich gelte in meinem Umfeld als ein toller Mensch, der ja „Gutes tut“, indem er für diese Einrichtung arbeitet.

Ich schaue ganz in Gedanken auf die Hose des Rechten. Es ist eine Markenjeans. Eine sehr teure Marke. Wir gehen an den beiden vorbei. Der Mann redet so vor sich hin. Ich kann ihn nicht verstehen. Meine Kollegin kennt ihn, er ist ein Bewohner Hephatas.

Ich mag meine Arbeit. Sie ist abwechslungsreich und anspruchsvoll. Jeden Tag erfahre ich neue Dinge, über Hephata, über behinderte Menschen, über das Leben. Vieles weiß ich aber noch nicht. Eine Freundin fragte mich kürzlich, wovon ein behinderter Mensch denn lebt? Sie fragte weiter, von welchem Geld sich ein behinderter Mensch seine Kleidung kauft. Wie oft kann er sich etwas Neues kaufen? Reicht das Geld auch für einen Urlaub? Wer bezahlt, wenn er mal ins Kino geht? Geht er überhaupt ins Kino? Geht er auch mal in einem teuren Restaurant essen?

Wir sind an ihnen vorbei und gehen wieder in unsere Büros.

Ich versuche der Freundin die Fragen zu beantworten. Klar kann er sich auch mal besondere teure Kleidung kaufen, erzähle ich voll Überzeugung. Behinderte Menschen fahren sogar nach Spanien in Urlaub. Natürlich kann er ins Kino und auch mal auswärts essen gehen. Das ist doch das Tolle in der heutigen Zeit. Früher war das alles anders. Aber im Zeitalter von Assistenz, Selbstbestimmung, Integration und auch Teilhabe ist fast alles möglich.

Zurück an meinem Schreibtisch denke ich nach über die zwei Männer, insbesondere über den mit der vermeintlichen Behinderung.

Ich wundere mich. Ich bin erstaunt. Darüber, dass ein behinderter Mensch eine so teure Hose trägt. Im übrigen genau die Markenjeans, die ich mir auch neulich gekauft habe. Und mal ganz ehrlich: Ich finde die Tatsache, dass auch ein schwer behinderter Mensch solche Klamotten trägt wie ich ungewöhnlich. Ob er sich selber diese teure, moderne Hose ausgesucht hat? Oder hat das jemand anderes für ihn getan? Woher hat er das Geld?

Nun musste ich mich selber fragen:

Wie lange wird es noch dauern, bis eine Behinderung in unserer Gesellschaft nichts „Unnormales“ mehr ist?

Teilhabe kostet Geld!

Das billigt unsere Gesellschaft Menschen mit Behinderungen zu:



Taschengeld monatlich

11jähriger: 25,20 Euro
12jähriger: 29,40 Euro
16jähriger: 54,60 Euro
ab 18: 87,90 Euro
(dann für jedes Lebensalter)

- Jeder behinderte Mensch, egal welchen Alters, erhält 332,- Euro/Jahr an Bekleidungsgeld.
- Ab dem 18. Lebensjahr muss er Kosmetika selbst finanzieren.
- Es gibt unterschiedliche Lebensmittelsätze, beispielsweise bekommt ein Bewohner mit voller Verpflegung 4,55 Euro pro Tag für Lebensmittel.
- Jeder behinderte Mensch, der in Urlaub war und zuvor einen Antrag gestellt hatte, erhält vom Landschaftsverband Rheinland (kurz: LVR) einen einmaligen Zuschuss pro Jahr zwischen ca. 50 - 75 Euro, abhängig von der Anzahl der Anträge.

- Anpassung des Einkommenssatzes aus Beschäftigung (laut BSHG §85 I, Nr.3): Behinderte Menschen, die in einem Wohnheim leben und nicht in einer eigenen Wohnung oder bei Angehörigen und Einkommen erzielen, müssen sich an den Kosten ihrer stationären Unterbringung in einem angemessenen Rahmen beteiligen: Diese Berechnung beginnt ab einem Nettoeinkommen von 40 Euro. Bei einem Einkommen von 40 Euro muss ein Bewohner also 53 Cent abgeben, bei 41 Euro 1,23 Euro und bei 42 Euro 1,93 Euro.
- Ein Bewohner darf kein Vermögen haben. Sobald er mehr als 2000 Euro auf seinem Konto hat, geht das Geld, was darüber liegt, an den LVR. Dies gilt auch für den Fall einer Erbschaft. Ein Rentner erhält deshalb auch nur 5 % seiner Rente, der Rest geht an den LVR.
- Der Pflegesatz (das, was der LVR pro Mensch täglich zahlt) für einen Bewohner Hephatas liegt zwischen



Text: Prof. Dr. Hans-Christoph Vogel Foto: Udo Leist



Text: Elke Bartz Foto: Gettyimages

Teilhabe - eine Selbstverständlichkeit?!

TEIL-HABEN: In „fremde“ Systeme eindringen

Die Funktion und Form Sozialer Arbeit hängt mit gesellschaftlichen Entwicklungen zusammen. Sie formte sich zu einer Profession, als sich Familie, Sippe und Nachbarschaft auflösten, bzw. nicht mehr die Funktion einer Hilfe, vor allem einer stetigen, umfangreichen und verlässlichen Hilfe leisten konnten. Das soziale Netz, das auffängt und betreut, hat sich aufgelöst, die Kleinfamilie kann nicht länger für sich und ihr soziales Umfeld aufkommen. Und die „geschwächten“ Selbsthilfe-Systeme verfügen auch nicht mehr über das Wissen, die Fähigkeiten und materiellen Voraussetzungen, um dauerhafte, verlässliche Hilfe zu leisten. Darum entwickelten sich professionelle Helfer und Hilfsangebote, getragen zunächst vor allem durch kirchliche Unterstützung, später durch „öffentliche“ andere Träger. Die moderne Gesellschaft hat sich zunehmend differenziert in je eigene Funktionssysteme, wie die Wirtschaft, die Politik, die öffentliche Verwaltung oder das Ausbildungs-

system. Differenzierung heißt dabei insbesondere: Professionalisierung. So ist z.B. der Arbeitsmarkt so differenziert und unübersichtlich, stellt so viele Voraussetzungen, dass es für einen nicht sachkundigen Bürger unmöglich ist, zu wissen, wie man sich bewirbt, wo man Zuschüsse oder Hilfen beantragt oder wie man prüfen kann, ob man die Voraussetzungen, die eine Arbeit stellt, auch erfüllen kann. Das trifft auf jeden von uns zu, ob alt, ob jung, ob benachteiligt, ob gut oder weniger gut ausgebildet.

Die Funktionssysteme selbst, also z.B. die Betriebe unserer Wirtschaft, sehen sich selbst aber auch nicht in der Lage, die „Interessenten“ ausfindig zu machen, die den Ansprüchen genügen, die sie voraussetzen oder fordern. Darum bedarf es zum einen einer sachkundigen Hilfe, die die Bedürfnisse der Suchenden versteht, sie entdeckt und „zur Sprache“ bringt und zum anderen einer Hilfe (Assistenz), die die Sprache des Marktes, der unter-

stützenden Stellen (Ämter) spricht und versteht. Anders gesagt: Es geht um die Kommunikation von Funktionsbereichen unserer Gesellschaft (Soziale Arbeit / Wirtschaft / Öffentliche Verwaltung / Kirche / Recht), die eine jeweils eigene Sprache sprechen und in ihrer jeweiligen Eigenart auch handeln.

Diese „eigensinnigen“ Systeme können nicht anders, weil sie nur in ihrer jeweiligen Eigenart ihre Aufgaben erfüllen (können). Eine Behörde redet in ihren Verordnungen, eine Soziale Einrichtung in ihrer Sprache Sozialer Hilfe, ein Betrieb in der Sprache des Gewinns. Teilhabe bedeutet darum: das Fremde, die Eigenart anderer Funktionssysteme zu verstehen. Und das geht nur über Versuch und Irrtum. Man kann nur versuchen, „Resonanz“ bei anderen Systemen zu finden, also auf die fremde Sprache einzugehen, um sie zu verstehen. Erst dann lässt das fremde System an seiner Eigenart „teil-haben“, erst dann lässt es sich „stören“.

Professor Dr. Hans-Christoph Vogel lehrt an der Fachhochschule Niederrhein Sozialmanagement.

Teilhabe im Zusammenhang mit behinderten Menschen meint „Teilhabe am Leben in der Gemeinschaft“

Teilhabe ist ein Begriff, mit dem behinderte Menschen, ihre Angehörigen und in der Behindertenarbeit Tätige oft konfrontiert werden. Seit dem 1.7.2001 gibt es sogar ein Gesetz zur Rehabilitation und Teilhabe von Menschen mit Behinderungen, das sogenannte SGB IX (Sozialgesetzbuch IX).

Eigentlich müsste der Begriff Teilhabe stets mit dem Wort Selbstverständlichkeit in Verbindung stehen. Teilhabe im Zusammenhang mit behinderten Menschen meint „Teilhabe am Leben in der Gemeinschaft“. Und die ist noch längst nicht selbstverständlich.

Es hat lange gedauert, bis ich das verstanden habe. Nach einem Autounfall im Jahre 1976 hoch querschnittgelähmt und rund um die Uhr auf personelle Hilfen (Assistenz) angewiesen, fühlte ich mich nie minderwertig oder „gemeinschaftsuntauglich“ und „sonderbehandlungsbedürftig“. Obwohl ich die ersten fünf Jahre nach dem Unfall zunächst in einem Heim verbrachte, konnte und wollte ich nicht akzeptieren, dass dies die Endstation sein sollte.

Sicher hat es rund vier Jahre gedauert, bis ich meinen (ebenfalls behinderten)

Mann kennen lernte, wir unser Haus bauten und dort einzogen. Das war mit manchen Kämpfen gegen Behörden verbunden, die meinten, ich sei in einem Heim besser aufgehoben und mir stünden Forderungen nach einem normalen Leben nicht mehr zu. Mein Selbstwertgefühl hat es jedoch nie zugelassen, aus der Gesellschaft ausgestoßen zu werden.

Sicher wird meine Teilhabe immer wieder erschwert: Stufen machen den Besuch von Veranstaltungen oft unmöglich; nicht vorhandene Toiletten ebenso. Nicht barrierefreier öffentlicher Personenverkehr zwingt ins Auto statt in Busse und Bahnen. Urlaube, Teilnahme an Tagungen usw. müssen wesentlich aufwendiger geplant und vorbereitet werden als früher. Das sind Erschwernisse, die aber nicht auf meiner körperlichen Beeinträchtigung, sondern auf Infrastrukturen beruhen, die sinnlose Behinderungen darstellen.

Seit mehreren Jahren in der Beratung behinderter Menschen tätig, weiß ich jedoch, dass vielen Menschen die Teilhabe, die ich mir oft mühsam erkämpft habe, noch immer verwehrt wird – insbesondere, wenn diese mit Kosten verbunden ist.

Teilhabe heißt nicht Gleichbehandlung aller Menschen, denn das wäre fatal.

Gleichzeitig heißt besondere Bedürfnisse zu haben nicht sonderbehandelt werden zu müssen.

Richtig ist Chancengleichheit in allen Bereichen des täglichen Lebens zu haben um selbstbestimmt entscheiden zu können, wo, wie und mit wem man leben möchte. Das gilt sowohl bei der Wohnform, im Bereich der Berufstätigkeit sowie der Freizeitgestaltung. Dabei unterscheiden sich die individuellen Lebensplanungen, Bedürfnisse und Wünsche der behinderten Menschen genau so stark voneinander wie sich die Nichtbehinderten voneinander unterscheiden.

Für einen Menschen mit einer sehr schweren sogenannten geistigen Behinderung kann es schon sehr wichtig sein, selbst sein Essen und seine Kleidung auswählen zu können, während es für andere selbstverständlich sein muss, selbst über den Ort des Studiums zu entscheiden.

Teilhabe bedeutet, den individuellen Fähigkeiten, Wünschen und Bedürfnissen entsprechend mitten in der Gesellschaft zu leben und nicht aus fiskalischen Gründen, durch Intoleranz oder künstlich geschaffene Barrieren ausgeschlossen zu werden.

Elke Bartz, geb. 1955, querschnittgelähmt. Seit mehreren Jahren in der Behindertenarbeit aktiv. Vorsitzende des Forums selbstbestimmter Assistenz behinderter Menschen e.V.



„... als Viertes habe ich meinen gesetzlichen Betreuer abgeschafft.“

Text und Fotos: Dieter Kalesse

Für Menschen wie Dirk Henkel, die oft als intellektuell eingeschränkt in ein Klischee eingepasst werden, sehen weite Teile unserer Gesellschaft etwa folgendes Lebensmodell vor:

Leben in einer Wohngruppe zusammen mit etwa acht anderen behinderten Menschen; in einem Einzelzimmer, sofern dieses Leben in einem neueren Gebäude stattfindet. Arbeiten in einer Werkstatt für behinderte Menschen oder wie es manchmal auch genannt wird „an einem beschützten Arbeitsplatz“. Alle wesentlichen Entscheidungen des Lebens - z.B. ob ein Auto gekauft werden darf - trifft ein vom Gericht eingesetzter „gesetzlicher Betreuer“. Dirk Henkel hatte Kraft genug, sich nicht in dieses Klischee zwingen zu lassen, wie das folgende Dreier-Gespräch zeigt:

Kalesse: „Herr Henkel, Sie sind 33 Jahre alt und leben seit 1999 zusammen mit einem Freund in einer eigenen Wohnung von 56 m² Größe in Mönchengladbach. Hinter sich haben Sie so etwas, das manchmal als Heimkarriere bezeichnet wird. Sie sind als kleiner Junge ins Johanniterhaus in Hephata eingezogen, haben dann im Bodelschwingh-Haus gelebt, im Haus an der Odenkirchener Straße, an der Roermonder Straße, im Tersteegen-Haus am Metzenweg und dann nochmals im Haus an der Roermonder Straße. Was war für Sie der entscheidende Impuls in eine eigene Wohnung zu ziehen?“

Henkel: „ Angefangen hat das eigentlich mit meinem Auto. Ich wollte unbedingt den Führerschein machen, da wohnte ich noch am Metzenweg.

Zuerst haben die Mitarbeiter gesagt, das würde ich sowieso nicht schaffen und meinen Wunsch gar nicht ernst genommen. Aber dann hat Herr Kuhnert - ein Mitarbeiter - mit mir solange Fragebo-



gen geübt, bis ich es geschafft habe. Bestanden habe ich den Führerschein am 27.6.1997. Ich bin sofort hingegangen und habe mir ein gebrauchtes Auto gekauft. Danach ging der Ärger los. In der Wohngruppe haben sie gesagt, der Landschaftsverband erlaubt Behinderten in Heimen kein Auto und ich müsste das Auto zurück geben.“

Pfannkuche: „Dirk, so wie du ganz genau weißt, an welchem Tag du den Führerschein bestanden hast, so wirst du wohl nie vergessen, dass du dein erstes Auto zurückgeben musstest. Wir haben

uns kennengelernt, als du im Juli 1998 von der Werkstatt Rheydter Straße aus der Montagegruppe in die Metall-verarbeitung der Werkstatt Ertstraße gewechselt hast. An den Maschinen in der Ertstraße bist du richtig zur Form aufgelaufen, während alle Berichte aus der Rheydter Straße dich als einen „durchschnittlichen Mitarbeiter“ bezeichnet haben.“

Henkel: „Ja, in der Ertstraße hat die Arbeit auch mehr Spaß gemacht. Aber ich wollte mehr verdienen, in einer Behindertenwerkstatt bekommt man ja nicht so viel. Ich habe dann verschiedene Praktikums in Betrieben gemacht, Herr Pfannkuche hat die begleitet.“

Kalesse: „Mich interessiert jetzt aber noch, wie es mit dem Autofahren weiter gegangen ist?“

Henkel: „ Meine gesetzliche Betreuerin hat sich für mich eingesetzt. Sie hat an den Landschaftsverband geschrieben und bald war es so weit, dass ich mit hoch offizieller Genehmigung ein Auto kaufen durfte.“

Pfannkuche: „Das ist so Dirk, wenn du etwas wirklich willst, dann setzt du dich mit all deinen Möglichkeiten dafür ein. So hast du auch viel Energie entwickelt einen Arbeitsplatz außerhalb der Hephata-Werkstätten zu bekommen. Du hast zwischen August 1999 und Mai 2001 in drei unterschiedlichen Firmen

- einem Getränkevertrieb, einer Treppenbaufirma und einer Autowerkstatt - mehrwöchige Praktika absolviert. Deine Leistungen Dirk wurden durchweg positiv bewertet, aber die Firmen sahen dennoch keine Übernahmemöglichkeiten.

Kalesse: „Aber irgendwie hat es dann ja doch geklappt, dass Sie einen richtigen Arbeitsplatz bekommen haben. Wie ist das möglich geworden?“

Henkel: „Ein Bekannter von mir hat immer samstags bei der Autoverwertung Rebig mitgeholfen. Mit dem bin ich viele Samstage mit gegangen und dann habe ich den Chef gefragt, ob ich mal ein Praktikum machen dürfte. Der war einverstanden und dann haben Herr Pfannkuche, Herr Krix vom Integrationsfachdienst, der Chef und ich uns zusammengesetzt, das war im April 2002.

Pfannkuche: „Bei der Firma Auto Rebig an der Aachener Straße in Mönchengladbach handelt es sich um einen Familienbetrieb, der mit vier Mitarbeitern im Bereich An- und Verkauf, Reparatur sowie Kfz-Verwertung tätig ist. Der Geschäftsführer, Herr Poos, war schon nach dem ersten sechswöchigen Praktikum von Dirks Engagement begeistert, so dass es in Zusammenarbeit mit dem Integrationsfachdienst zu einer Festanstellung gekommen ist.

Aus meiner Perspektive kommt positiv hinzu, dass Herr Poos sich auch insgesamt menschlich zuständig fühlt.“

Henkel: „Bei der Arbeit fällt auch immer mal was für meinen roten Polo, den ich jetzt fahre, ab. Ich bin damit beschäftigt, wenn kaputte Autos rein kommen, das Öl und den Sprit abzulassen, Wasser ablassen, Batterie abklemmen, Reifen abmachen. Motorhaube ausbauen, wenn sie noch ganz ist, und so weiter.“

Kalesse: „Herr Henkel, Sie haben viel erreicht: den Führerschein gemacht und ein eigenes Auto angeschafft; Sie sind in eine eigene Wohnung gezogen, leben eigenständig; Sie haben einen festen Arbeitsplatz. Und das alles weil Sie sich Ziele gesetzt haben und selbst engagiert und aktiv waren. Ich finde, darauf können Sie stolz sein!“

Henkel: „ Ich habe noch was getan, als Viertes habe ich meinen gesetzlichen Betreuer abgeschafft. So schlecht waren meine Betreuerinnen nicht. Die erste hat mir geholfen, dass ich ein Auto fahren darf. Aber als ich aus dem Heim ausgezogen bin, hat sie meine Betreuung abgegeben, weil sie die Verantwortung nicht haben wollte. Die Mitarbeiter haben sich auch nicht gefreut, dass ich ausgezogen bin. Die zweite Betreuerin, Frau Neuss, fand ich ganz in Ordnung, aber ich will für mich selbst zuständig



sein. Ein Kumpel von mir hat den Brief ans Gericht geschrieben. Aber Frau Neuss hat mich auch unterstützt, um beim Gericht zu erreichen, dass ich keinen gesetzlichen Betreuer mehr brauche.“

Kalesse: „Ist Ihr Leben denn jetzt so, wie Sie es sich wünschen?“

Henkel: „Es ist schon okay. Ich habe meine Hobbys - nicht nur das Auto - sondern auch Musik hören, Eis essen oder Schwimmen. Aber auch Gespräche sind wichtig, zum Beispiel mit Herrn Pfannkuche oder mit Frau Jennes-Stelter (vom mobilen pädagogischen Dienst der Stiftung). Ich brauche Unterstützung im Umgang mit Geld. Manchmal überlege ich sogar, ob ich nicht wieder einen Betreuer beantragen soll, der mir bei finanziellen Sachen hilft. Gern würde ich eine hübsche Freundin haben und mit ihr zusammen ziehen.

Bernd Pfannkuche ist Diplom Sozialarbeiter und ist im begleitenden Dienst der Hephata-Werkstätten gGmbH beschäftigt.

Dieter Kalesse leitet die Abteilung Kommunikation der Stiftung Hephata.

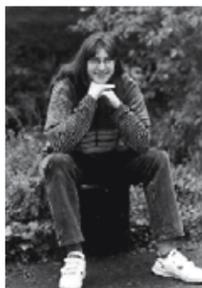
Teilhabe

Wünsche aus der Sicht von Angehörigen



Text: Jutta Schwinkendorf
Fotos: Dieter Kalesse

Als ich gefragt wurde, ob ich bereit wäre meine Wünsche aus der Sicht einer Angehörigen aufzuschreiben, habe ich lange überlegt, was ich mir eigentlich für meine jetzt 22-jährige Tochter und auch für uns als Familie wünschen soll. Das Leben mit Conny und ihrer geistigen Behinderung ist für unsere Familie so normal und selbstverständlich geworden, dass man es sich im Alltag fast gar nicht mehr anders vorstellen kann. Sie ist erwachsen geworden, eine liebenswerte, hübsche Frau und - soweit wir das feststellen können - auch glücklich.



Conny Schwinkendorf

Und doch gibt es Situationen, in denen man darauf gestossen wird, dass etwas anders ist, obwohl man im Laufe der Jahre gelernt hat, mit den mehr oder weniger großen Problemen fertig zu werden. Vieles wäre leichter, wenn man nicht ständig um Dinge kämpfen müsste, die für andere - nicht behinderte Menschen - absolut normal sind.

Als Conny noch klein war, habe ich mir gewünscht, dass sie mit ihrem Bruder, der nur 16 Monate älter ist, den Kindergarten besucht und danach wenigstens die gleiche Grundschule. Dieser Wunsch ist zuerst

geplatzt. Aus Connys Sicht waren der Sonderkindergarten und die Schule für geistig Behinderte gut, da sie hier in sicherer Umgebung und liebevoller Betreuung aufwachsen und lernen konnte.

Aber deshalb schließt sich da mein erster Wunsch an: Dass Menschen mit Behinderungen selbstverständlich und voll akzeptiert - so wie sie sind - in ihrer nächsten Umgebung bleiben können, den Kindergarten um die Ecke und die Schulen im gleichen Ort besuchen. Noch sind Menschen mit Behinderung oft genug Gegenstand von Spott und Streichen oder sogar von Gewalt. Wie lange noch? In einer Zeit, in der immer mehr 'Ellenbogenqualitäten' gefragt sind, in Zeiten knapper Kassen müsste die Gesellschaft einen langen, steinigen Weg gehen, um bei den Menschen eine Bewusstseinsänderung herbei zu führen. Dann wäre eine wirkliche Integration möglich. Es wäre eine Arbeit, die sich lohnen würde.

Einen großen Wunsch hat Conny selbst. Sie will ausziehen, in die eigene 'Bude', weg von den 'Alten' mit Freunden und Freundinnen zusammen sein. Also auch alles völlig normal. Allerdings sind die Möglichkeiten für Conny, nämlich größtmögliche Freiheit bei angemessener Betreuung, sehr gering.

Eine Alternative könnte unsere Initiative bieten - Eltern, die seit ungefähr 3 Jahren intensiv planen, in Hückelhoven und Umgebung eine Wohngruppe für geistig und schwerst-mehrfach behinderte junge Erwachsene einzurichten. Wir kennen

uns schon seit den Kindergartenzeiten aus den Einrichtungen der Lebenshilfe: Frühförderung, Kindergarten, Rurtalschule und Werkstatt - das sind inzwischen bei einigen schon 15-20 Jahre. Unsere Kinder, die ja nun alle um die 20 Jahre alt sind, kennen sich ebenso lange und haben über diesen langen Zeitraum hinweg schon ein Gruppengefühl entwickelt. Gegenseitige Besuche, Einladungen zu Feiern und gemeinsame Unternehmungen finden regelmäßig statt.

Eine von uns besichtigte Wohngruppe in Mönchengladbach hat uns gänzlich überzeugt - ein familiärer Lebensraum, individuell eingerichtete Privatsphäre und höchstmögliche Selbständigkeit für die BewohnerInnen und das Engagement der Eltern ist erwünscht. Obwohl wir mit dieser Art des Betreuten Wohnens im 'neuen Trend' der Förderrichtlinien liegen, sind auch hier Gelder gesperrt worden, so dass fraglich ist, ob und wann die Realisierung abgeschlossen sein wird.

An dieser Stelle zählt wieder was ich schon eingangs bedauert habe: Solange Angehörige und andere engagierte Menschen für die alltäglichsten Dinge der Welt kämpfen müssen sind wir von einem wirklich normalen Zusammenleben mit behinderten Menschen noch weit entfernt.

Jutta Schwinkendorf, Mutter zweier Kinder, ist stellvertretende Bürgermeisterin in Hückelhoven. Engagement für mehr Demokratie ist ihr ein wesentliches Anliegen.



Text: Peter Zier
Fotos: Dieter Kalesse

Hephata -

ein modernes Dienstleistungsunternehmen zur Förderung gleichberechtigter Teilhabe ?!

Der Begriff der Teilhabe ist spätestens seit dem Inkrafttreten des „**Sozialgesetzbuch IX - Rehabilitation und Teilhabe behinderter Menschen**“ (SGB IX) am 01.07.2001 einer der zentralen Begriffe der Behindertenhilfe in der Bundesrepublik Deutschland. Ziel des neuen Gesetzes ist unter anderem die Umsetzung des Artikels 3, Absatz 3, Satz 2 des Grundgesetzes: „Niemand darf wegen seiner Behinderung benachteiligt werden“. Dementsprechend ist der Anspruch des SGB IX formuliert, die „**Selbstbestimmung und gleichberechtigte Teilhabe**“ von Menschen mit Behinderungen am Leben in der Gesellschaft zu fördern und Benachteiligungen zu vermeiden oder ihnen entgegenzuwirken.

Ja, gut, aber was bedeutet denn dieser Anspruch auf „gleichberechtigte Teilhabe“ für Menschen mit Behinderung, die Wohnangebote der Evangelischen Stiftung Hephata nutzen? Ist ein gutes nachbarschaftliches Verhältnis schon gleichberechtigte Teilhabe? Ein fester Arbeitsplatz? Oder der regelmäßige Besuch eines Bildungsangebotes der VHS? Wie kann denn ein Mensch, der vielleicht nicht gut zu Fuß ist, gleichberechtigt am Leben der Gemeinschaft teilnehmen, wenn die nächste Ortschaft fünf Kilometer von seiner Wohneinrichtung entfernt liegt? Ist dem Grundsatz schon dann genüge getan, wenn jemand aus einer Anstalt auszieht in eine sogenannte „gemeindeintegrierte Wohnform“? Heißt Teilhabe Verantwortung übernehmen zu können und auch übernehmen zu müssen für seinen Anteil am sozialen Miteinander? Gibt es eigentlich Menschen, die vor zu viel Teilhabe zu schützen sind, denen die Erfahrungen des

ganz normalen Miteinanders nicht zuzumuten sind? Heißt Teilhabe auch die ganz normalen Lebensrisiken tragen zu können und zu müssen?

Jeder Mensch hat das Recht auf gleichberechtigte Teilhabe.

Eine Unterscheidung von behinderten und nichtbehinderten Menschen darf es hierbei nicht geben. Dieses Recht gemeinsam mit jedem Nutzer der Hephata-Angebote umzusetzen ist eines unserer wesentlichen Ziele. Dies bedeutet:

- die konsequente Weiterarbeit am Ziel der Dezentralisierung der beiden Großstandorte Mettmann und Mönchengladbach. Das Leben in großen Anstaltsgebäuden und auf Arealen „vor den Toren der Stadt“ ist nicht dem Gedanken der Teilhabe verpflichtet sondern dem genauen Gegenteil.

- die Überprüfung aller internen Abläufe und aller althergebrachten „Regeln der Institution“ darauf, ob durch diese die Menschen auf dem Weg zu mehr Teilhabe behindert werden. Welche Quittung beim Kneipenbesuch ist wirklich notwendig? Denn wer sonst muss den Wirt um einen Beleg über zwei Pils bitten.

- die Orientierung am Ziel der Teilhabe als Kriterium bei der Auswahl von Standorten für neue Wohnangebote. Integration braucht Augenmaß.

- die konsequente Einbeziehung unserer Kunden in die Planung der inhaltlichen Prozesse als fester Qualitäts-Standard. Die Verantwortung für die eigene Lebensplanung kann nicht an der Tür einer Einrichtung abgegeben werden.

- die Klärung der beruflichen Identität jedes Mitarbeiters. Die Begleitung von Menschen mit Behinderung beim Verlassen der gesellschaftlich zugedachten Nischen ist ein wesentliches Element des beruflichen Auftrags.

„Selbstbestimmte Teilhabe“ kann nur dann gelingen, wenn diese Grundsätze Strukturmerkmale der gesamten Organisation und aller ihrer Dienste und Einheiten sind und wenn wir den uns anvertrauten Menschen dabei als Kunden betrachten, den wir hervorragend bedienen wollen.

Peter Zier ist Diplom Sozialpädagoge und arbeitet derzeit als Assistent eines Geschäftsführers der Hephata Wohnen gGmbH, vorher hat er sieben Jahre lang Menschen mit Behinderung in Essen assistiert.



WIR WOLLEN WENIGER...

1. ... Bevormundung hilfebedürftiger Menschen

Junge, Alte, Kranke und behinderte Menschen, die unsere Hilfen in Anspruch nehmen, ihre Angehörigen und Betreuer können nach unserer Erfahrung vielfach selbst die für sie besten und erfolgreichsten Unterstützungsformen auswählen.

2. ... Separierung der Bevölkerung insbesondere Hilfebedürftiger

Die in der Vergangenheit immer fortgeschrittenere Einteilung von hilfebedürftigen Menschen in Jung, Alt, Krank, Schüler, Behinderte und viele weitere Untergliederungen hat sich als teuer und unmenschlich erwiesen. Jung und Alt, Behinderte und Nicht-behinderte, Lernende und Lehrende gehören nach unserer Erfahrung zusammen. Nur so ist menschliche und finanzierbare Solidarität lebbar. Alle auch noch so fürsorglich motivierten Regelungen zu Sonderbehandlung unterstreichen letztendlich die Trennung und schaffen weniger Solidarität bei weniger Menschlichkeit und höheren Kosten.

3. ... bürokratische Regelungen

In den vergangenen Jahren wurden immer mehr Gesetze und Verordnungen erlassen, mit der Intention die Qualität der Leistung zu steigern und Missbrauch zu verhindern.

Text: Dr. Fritz Krueger, Christoph Sedlmeier

Fotos: Johannes Hartkopf, Gettyimages

Der Effekt ist nach unserer Erfahrung mehr bürokratischer Aufwand und höhere Belastung insbesondere für das pflegende Personal. Menschlichkeit kommt allein zeitlich zu kurz; junge Menschen entscheiden sich immer weniger für einen sozialen Beruf. Wir haben also weniger Qualität und eine unsichere (teuere) Zukunft erhalten. Bereits vorhandene Schutzregelungen, wie Verbraucherschutz und Kontrolldienste werden nicht konsequent eingesetzt. Die neugeschaffenen Instrumente sind ineffizienter. Das Geldleistungsprinzip und die soziale Kontrolle durch Leistungsempfänger und ihr Umfeld anstelle behördlicher Regulierung kann hier nach unserer Überzeugung mehr Effizienz schaffen.

4. ... Inputkontrolle

Die Festlegung von Fachkraftquoten und Qualifikationsanforderungen von Pflege- und Hilfspflegerkräften u.ä. per Vorschrift zielen darauf ab mehr Qualität in der Leistung zu erreichen. Wir befürworten Leistungskontrolle, diese muss aber wie überwiegend am Markt üblich am Output gemessen werden und nach Möglichkeit subsidiär, d.h. erst durch die Betroffenen dann durch staatliche Maßnahmen. Je detaillierter der Input vorgeschrieben wird, desto sekundärer wird die beim Hilfebedürftigen ankommende Leistung betrachtet und desto weniger innovative Ansätze haben eine Chance auf Realisierung. Ebenso werden jegliche Spielräume den Anbietern genommen; ein Markt mithin ausgeschlossen. Als Anbieter sozialer Dienstleistungen möch-

ten wir im Wettbewerb um die beste Dienstleistung für den Hilfebedürftigen stehen und nicht um den bürokratisch aufwendigsten und regelungskonformsten Input.

5. ... Festgefahrenes

Die demographische und medizinische Entwicklung in Deutschland und Europa bedeutet für den Sozialen Sektor für soziale Fragen europäische Lösungsansätze zu entwickeln. Nur so kann Europa zusammenwachsen und die Osterweiterung gelingen. Dazu sind weniger starre Regelungen für Hilfeformen notwendig und mehr Öffnung für innovative Ansätze, Modellprojekte u.ä. Der viel beschworene „Markt“ im Gesundheits- und Sozialsektor kann nur dann positive Wirkung entfalten, wenn er ein „normaler“ sozial-marktwirtschaftlicher wird und nicht ein planwirtschaftlich/monopolistischer bleibt. Wir wollen die Gelegenheit erhalten, europäische Lösungen im Sozialsektor mitzugestalten.

6. ... Kostenträgermacht

In den vergangenen Jahren hat die Bundespolitik immer mehr Entscheidungskompetenz an die sogenannten „Selbstverwaltungen“ der Sozialkassen übertragen. Diese bestimmen zunehmend über das Leistungsniveau ohne ausreichende demokratische Kontrollmöglichkeit. Da sie ein Nachfragekartell bilden und die Leistungsanbieter im Wettbewerb stehen, besteht ein verfassungsrechtlich problematisches Ungleichgewicht zwischen den Verhandlungspartnern der Leistungs-

und Entgeltvereinbarungen nach dem Sachleistungsprinzip. So entstehen nicht, wie gesetzlich gefördert, leistungsgerechte Entgelte, sondern einseitige Kostendeckelungen mit entsprechender schleichender Qualitätsreduzierung. Wir fordern daher, bedarfsgerechte Leistungen und Entgelte mit den Empfängern der Sozialleistungen vereinbaren zu können (Geldleistungsprinzip) um auch im sozialen Sektor marktwirtschaftliche und wettbewerbsrechtliche Grundsätze unserer Verfassung und der EU-Verträge einzuhalten.

Dr. Fritz Krueger und Christoph Sedlmeier für den Brüsseler Kreis (im September 2002)

Der Brüsseler Kreis ist ein Zusammenschluss von elf großen evangelischen und katholischen Sozialunternehmen in Deutschland, mit dem Ziel, gemeinsam auf nationaler und europäischer Ebene zu agieren und aktiv Einfluss auf die Entwicklung des sozialen Sektors in Europa zu nehmen. Die Sozialunternehmen im Brüsseler Kreis - dem auch Hephata angehört - bieten etwa 35.000 Menschen stationäre, teilstationäre und ambulante Hilfen an.



Dazu gehören wollen

Text: Christian Möring Fotos: Udo Leist

Auf der einen Seite steht Tamar. Sie ist die Frau, die um ihr Recht kämpfen muss. Auf der anderen Seite steht Juda. Er ist ihr Schwiegervater und will sie in seiner Familie nicht mehr sehen. Und diese ganze Geschichte steht auch noch in der Bibel (1. Mose 38):

Tamar hatte den ältesten Sohn von Juda geheiratet und gehörte damit zur Sippe. Keine Kleinfamilie, sondern eine richtig große Gruppe. Hier hatte sie ihren Platz in der Gemeinschaft, hier nahm sie ihre Aufgaben wahr und bekam Anerkennung: Sie wurde ernst genommen. Doch dann starb ihr Mann. Und sie hatten noch keine Kinder.

In so einem Fall war es üblich, dass der nächste Bruder seine Schwägerin heiratete um mit ihr ein Kind zu bekommen. Doch kurz nachdem ihr Schwager sie geheiratet hatte, starb der auch. Ohne Kinder mit Tamar.

Da bekam Juda Angst: Der jüngste und letzte Bruder war jetzt an der Reihe. Der musste Tamar jetzt eigentlich heiraten. „Aber dann stirbt der sicher auch bald“, dachte sich Juda, „dann sind alle meine Söhne tot“. Und so hatte er sie weggeschickt. Nicht auf die grobe Art. Juda sagte nicht: „Hau ab, wir haben Angst vor Dir.“

Er hatte das netter formuliert: „Mein jüngster Sohn ist noch zu jung zum Heiraten. Geh erst mal weg, dahin wo Du hergekommen bist. Wenn die Zeit reif ist, dann holen wir Dich schon wieder dazu.“ Von seiner Angst sagte er nichts. Hauptsache Tamar ging. Sie wurde von Juda gegen das Gesetz und ohne jede Perspektive rausgeschmissen. Natürlich hatte er nicht vor, sie jemals wieder zurück zu holen. Sie sollte draußen bleiben und kein vollwertiges Mitglied mehr in der Gruppe sein.

Einige Zeit danach geht Juda auf Reisen. Er will in den Bergen nach seinen Ziegenherden sehen. Tamar hört davon und hat eine Idee. Eine ungewöhnliche und gefährliche Idee, denn sie bringt dadurch ihren Ruf und vielleicht sogar ihr Leben in Gefahr. Aber sie will ihr Recht. Sie sieht nur diese Chance, wieder an der Gemeinschaft teil zu haben: Sie verkleidet sich als Prostituierte und stellt sich an den Weg, auf dem Juda kommen muss. Als er kommt, sieht er die Frau dort stehen. Er erkennt sie nicht, aber er hat Zeit und Lust mit ihr zu schlafen. Nur zum Bezahlen hat er nichts dabei. „Dann lass mir etwas als Pfand da“, sagt sie zu ihm, „Deinen Ring und Deinen Stab. Morgen kann mir jemand eine Ziege bringen und das Pfand auslösen.“ Sie bekommt das Pfand und er den Sex.

Am nächsten Tag sucht ein Diener von Juda verzweifelt die Frau, der er von seinem Herrn die Ziege bringen soll. Sie ist nicht zu finden. „Dann nicht“, entscheidet Juda irgendwann und besorgt sich einen neuen Ring. Wochen später kommen Leute aufgeregt zu ihm und erzählen ihm von dem Treiben seiner Schwiegertochter. Sie habe sich mit einem Fremden eingelassen und jetzt sei sie schwanger. Es ist klar: „Sie muss bestraft werden.“ Draußen vor der Stadt wird sie von der Sippe befragt: „Wer war der Mann?“ „Ich habe“, sagt Tamar, „zwei Dinge, die ihm gehören: einen Ring und einen Stock.“

Als Juda seine Worte wiedergefunden hat, sagt er: „Es war nicht Dein Fehler, Tamar, sondern meiner. Du gehörst zu uns - das hatte ich vergessen.“ Und so hat Tamar gewonnen. Sie hat um ihr Recht gekämpft, teil zu haben an der Gemeinschaft. Sie hat dabei provoziert, ist einen ungewöhnlichen Weg gegangen und hat in Kauf nehmen müssen, dass andere irritiert sind.

So ist das manchmal im Leben.

Christian Möring ist Pfarrer für gemeindenahe Behindertenarbeit im Kirchenkreis Gladbach-Neuss

Text und Fotos: Dieter Kalesse



Vom Schulhof zur „Erlebnis- und Integrationsfläche“

Für die Unterstützung bei der Neugestaltung des Schulhofes der Karl-Barthold-Schule bedanken wir uns ganz herzlich bei:

- ☺ Berti Vogts
- ☺ Deutscher Fußballbund
- ☺ Radio 90,1
- ☺ Fr. Adrians, ehem. Schulpflegschaftsvorsitzende
- ☺ Anke und Thomas Schiffer, Prinzenpaar MG '98

- ☺ Fa. Media Design, Herr Huck
- ☺ Orchester Brass in Concert und dem Dirigenten Herrn Bezusek
- ☺ Helma Holthausen-Krüll
- ☺ Frau Hegemann und Frau Roubert vom Zonta-Club
- ☺ European Jazz Trio, Ali Haurand, Rob von den Broeck und Gerd Dudek
- ☺ Joscho Stephan Quartett

- ☺ Jazz-Gruppe der Kreismusikschule Viersen
- ☺ BigBand der Musikschule Mönchengladbach
- ☺ RWE-Umwelt AG, Herwarth Wilms
- ☺ Fa. Sand-Schake
- ☺ Kommunionkinder der Pfarre St. Bonifatius in Mönchengladbach-Hardterbroich und vielen Schulkindern
- ☺ sowie bei allen stillen Helfern im Hintergrund.

Vor einem Jahr sah der Schulhof der Karl-Barthold-Schule in Mönchengladbach noch fast so aus, wie heute 50- oder 60jährige Schulhöfe aus ihrer eigenen Schulzeit kennen: ein großer plattierter Platz mit einigen Bäumen und wenigen Sitzmöglichkeiten. Seit September letzten Jahres hat sich der etwa 4000 m² große Schulhof in eine „Erlebnis- und Integrationsfläche“ verwandelt.



Dazu Sonderschulrektor Christoph Lüstraeten: „Ich freue mich riesig, dass nach nunmehr fast fünf Jahren von der ersten Idee bis zur Realisierung der Schulhof so positiv verändert werden konnte. Mein Dank geht dabei nicht nur an das Architekturbüro Dr. Schrammen und Partner - das sich für die Gestaltung und Umsetzung verantwortlich zeigte - sondern auch an den Förderverein unter Vorsitz von Frau Hannemarie Westerschulte und die vielen

Spender, die sich unter der Schirmherrschaft unserer Oberbürgermeisterin Monika Bartsch für dieses Projekt engagiert haben“.

Nach insgesamt vier Monaten Bauzeit unter Aufwand eines sechsstelligen Eurobetrages konnte die Fläche neu angelegt werden. Gut 1000 m² der Gesamtfläche wurden neu gepflastert, der mit 3000 m² größere Teil als naturnahe Spielfläche angelegt. Neben der großen Rasenfläche für Ballspiele, Tennis oder Badminton ist der bananenförmig angelegte Hügel in der Mitte des Schulhofgeländes die Attraktion. Der mit Kleingehölzen bereits dicht bepflanzte Hügel bietet mit seinen etwa 2,60 Metern Höhe nicht nur einen guten Aussichtspunkt, sondern er teilt die Gesamtfläche auch in unterschiedliche Zonen. Von oben kann man zudem mit einer Doppel- oder einer Wellenrutsche direkt in den Sandspielbereich hinabsausen.

Den 156 geistig- und schwerstbehinderten Schülerinnen und Schülern der Karl-Barthold-Schule wird im neugestalteten Erlebnisraum die Möglichkeit geboten, im Naturraum eigene Spielideen zu entdecken und zu verwirklichen. Sie können hier mit oder ohne Rollstuhl schaukeln, spielerisch Impulse und Anregungen bekommen, die ihre Fähigkeiten erwei-

tern oder sich auch einfach nur entspannen und regenerieren. „Gerade für geistigbehinderte Kinder, die vieles im wörtlichen Sinne mit ihren Händen begreifen müssen, um es auch im Kopf begreifen zu können, ist der pädagogi-



sche Wert der neuen Anlage besonders hoch einzuschätzen, so dass jeder investierte Euro bestens angelegt wurde“, kommentierte Hephatas kaufmännischer Vorstand Klaus-Dieter Tichy. Außerhalb der Schulzeit übrigens steht die neu gestaltete Fläche Kindern mit und ohne Behinderung zum Spielen zur Verfügung, so dass sie nicht zu unrecht auch als „Integrationsfläche“ bezeichnet werden kann, auch wenn dieses Wort eine gewisse Chance hat, einmal zum Unwort des Jahres gewählt zu werden.

„Theorie und Praxis eng verzahnt“

30 Jahre Hephata-Berufskolleg



Text: Dieter Kalesse
Fotos: Britta Schmitz



Mit einer „Open-House-Party“ feierten die 210 Studierenden des Hephata-Berufskolleg-Fachschulen für Heilerziehungspflege und Heilerziehungshilfe - Ende letzten Jahres ihr 30jähriges Bestehen. Dabei konnten alle Gäste und Besucher nicht nur das Schulgebäude, das in einer ehemaligen Fabrik an der Schwalmstraße in Mönchengladbach angesiedelt ist, genau kennenlernen, sondern auch in den Rhythmusunterricht hinein schnuppern, in der Ausstellung von A bis Z breite Informationen über den Schulalltag bekommen oder bei einem „Tag im Dschungel“ ein umgesetztes pädagogisches Projekt erleben.

Die dreijährige Ausbildung auf Fachschulniveau qualifiziert die angehenden Heilerziehungspflegerinnen und -pfleger, Menschen mit Behinderung in den Lebensbereichen Wohnen, Bildung, Freizeit und Arbeit zu assistieren. Sie finden ihre späteren Anstellungen zumeist in Wohngruppen, Werkstätten für behinderte Menschen oder auch in Sonderschulen, Freizeiteinrichtungen und Kindergärten.

Die Ausbildung zum Heilerziehungshelfer ist eine zweijährige berufsbegleitende Ausbildung.

Schulleiter Friedrich Schubert - Fachpsychologe für klinische Psychologie und Psychotherapie - ist ein bisschen stolz darauf, dass er Mitarbeiter für mehr als 30 unterschiedliche Träger der Behindertenhilfe am Niederrhein, darunter auch die Lebenshilfe und die Caritas, ausbildet. Diesen Erfolg führt er auf die enge Verzahnung von Theorie und Praxis zurück. Das wird nicht nur in der Zeitaufteilung - 2/3 Theorie, 1/3 Praxis - deutlich sondern auch in der Anforderung, dass alle Lehrer über Erfahrungen in der Behindertenhilfe verfügen müssen. „Nur so wird gewährleistet, dass Theorie und Praxis sich ergänzen, dass die Schüler umsetzen, was wir ihnen vermitteln“, erläutert Schubert und erinnert sich: „Wir haben 1972 als rein interne private Schule angefangen, um Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter für die eigene Einrichtung Hephata auszubilden.“

Begonnen haben wir damals auf dem Zentralgelände an der Rheydter Straße im Wichersaal mit einer Schulklasse. Ich war der einzige Hauptamtler, der mit einer halben Stelle für den Unterricht angestellt war. Je nach Bedarf wurden stundenweise Fachkräfte hinzugezogen, die ansonsten wie ich ihren normalen Dienst in der Einrichtung taten.“

In dieser ursprünglichen Konstellation hat wohl auch der heute vielfach geschätzte Praxisbezug seine Wurzeln, inzwischen ergänzt um die Anteile, die aus dem konsequenten Dezentralisierungs- und Regionalisierungskonzept der Stiftung in die Lerninhalte einfließen.



Die INSEL Menschen und Orte verbinden sich

Text: Sonja Zeigerer Fotos: Gerhard Rissel



Am Samstag, dem 9. November, wurde der diesjährige Hephata-Preis an die Initiative Selbständiges Leben e.V. - kurz: INSEL - in Sankt Augustin verliehen. Der Hephata-Preis wird seit 1992 regelmäßig an Personen oder Gruppen vergeben, die sich ehrenamtlich und in besonderer Weise für die Integration von Menschen mit Behinderung engagieren.

Seit zehn Jahren haben sich Eltern und Freunde behinderter Menschen aus St. Augustin und Umgebung in der Insel zusammengeschlossen, um Qualifizierungs- und Beschäftigungsmöglichkeiten für diesen Personenkreis zu schaffen und Selbständigkeit und Integrationsmöglichkeiten der Menschen zu erhöhen. So hat die INSEL zum Beispiel zur Schaffung von Arbeitsplätzen eine Heißmangel eröffnet.

Bei der Preisverleihung waren neben Bürgermeister Klaus Schumacher auch die Vertreter aller Ratsfraktionen anwesend.

Durch das Programm führten Hans-Willi Pastors, Regionalisierungsbeauftragter der Stiftung Hephata, und Gabi Jahn, Teamleiterin von Sankt Augustin. Neben vielen Grußworten und Dankreden, gestalteten vor allem diejenigen das Programm, für die sich die INSEL in diesem Fall eingesetzt hat: die Bewohner des neuen Hauses in Sankt Augustin.

Als erster wagte sich Markus Franken vor das Publikum, auf dem Piano begeisterte

er mit einer Mischung aus Klassik und modernen Liedern alle Anwesenden. Als nächstes zeigten die Bewohner mehrere einstudierte Tänze, trotz der kleinen Bühne und der schnellen Rhythmen sahen die Zuschauer tolle Formationen. Es gab wohl kaum einen Fuß, der bei so einer stimmungsvollen Darbietung nicht mitwippte. Höhe- und zugleich Schlusspunkt war ein Riesen-Puzzle. Unter dem Motto „Wenn viele Hand anlegen, entsteht etwas Gemeinsames!“ stellte sich jeder Bewohner kurz vor und erläuterte seine Hobbys. Ein Gleichgesinnter wurde im Publikum gesucht und dann auf die Bühne gebeten, wo er/sie dann ein Puzzleteil erhielt. Die Bewohner verließen die Bühne und nun war es an den Hobby-Partnern, das Puzzle zusammenzufügen. Unter großem Einsatz, vor allem des Bürgermeisters, fügten die Anwesenden das Puzzle zusammen. Es entstand das Logo der INSEL.

Stimmen:

Bürgermeister Klaus Schumacher:

„Es ist viel wert, dass es Menschen gibt, die nachdenken und sich Gedanken über andere Menschen machen.“

Die Insel hat in St. Augustin den Blick geöffnet.“

Diakon Erich Kockler, Katholische Kirche und Behindertenbeauftragter:

„Es ist richtig, dass das neue Haus keinen Namen bekommen hat. Frau Jahn wurde einmal von einem Menschen ohne Behinderung nach einem Namen für das Haus gefragt, daraufhin entgegnete sie nur: Hat das Haus, in dem Sie wohnen etwa einen Namen?“

Anke Riefers, Lions Club:

„Sich für ein solches Projekt einsetzen zu können weckt in uns ein Feuer der Begeisterung, man kommt nicht mehr davon los!“

Hans Kraeck, Vorsitzender der INSEL:

„Den Preis zu bekommen ist ein neuer, aber schöner Anfang. Hephata ist für uns wie ein großer Bruder, den man um Rat fragen kann.“

Gabi Jahn, Teamleiterin St. Augustin:

„Die INSEL ist kein einsames Eiland, sie schafft Beziehungen und Verbindungen zu Menschen und Orten!“

Dr. Johannes Degen:

„Wir sehen hier, was Menschen zustande bringen, wenn sie Mut haben. Die INSEL macht St. Augustin reicher! Ein Guter Geist, der von Gott kommt, begleitet die Arbeit der INSEL.“

Sonja Zeigerer

Europamedaille für Hephata:



Eine kleine Gabe für große Werke!

Text: Sonja Zeigerer
Fotos: Udo Leist, Klaus Stevens

Europäische Kultur, soziale Zukunft Europas, European Network, Begegnung von Menschen über Grenzen hinweg - was haben all diese Begriffe mit Hephata zu tun? Dies alles sind die Aspekte, die ausschlaggebend waren für die große Auszeichnung, mit der die Stiftung am 15. November 2002 versehen wurde: der Europamedaille der EVP-Fraktion des Europäischen Parlaments.

Die Veranstaltung in der Hephata-Kirche bot ein abwechslungsreiches und auch bewegendes Programm. Neben Rednern wie dem Sprecher des Brüsseler Kreises, Dr. Fritz Krueger, oder Karl-Heinz Florenz, Abgeordneter des Europäischen Parlaments, nahmen auch einige Hephata-Bewohner Stellung, zu dem, was Europa den behinderten Menschen selbst bedeutet. Heike Aring berichtete voller Begeisterung von Sehenswürdigkeiten, die sie in den verschiedenen Ländern Europas schon besichtigt hat, während Tanja Schroeren ihr Ziel verkündete, schon bald für das Fußball-Nationalteam behinderter Sportler zu spielen, um so auf internationalen Turnieren viele Freunde in Europa zu finden. Hans Kirchrath präsentierte dem Publikum seine Euro-Münz-Sammlung und vergaß natürlich nicht zu erwähnen, dass ihm aus einigen Ländern noch Münzen fehlen. Diese Erwähnung war es auch, die Karl-Heinz Florenz (MdEP) veranlasste 15 Bewohner und Mitarbeiter zu einem Besuch für einen Tag ins Europäische Parlament einzuladen, damit vor allem

Hans Kirchrath „bei einem Kaffee in der Kantine die Möglichkeit bekommt, seine Münzsammlung zu vervollständigen.“ Florenz konnte auch berichten, dass die „weise“ Entscheidung, Hephata den Preis zu verleihen, schnell und einstimmig gefällt wurde, da die Stiftung der Vorreiter für Kooperation in der Behindertenpolitik auf europäischer Ebene sei. Ausschlaggebend für die Verleihung sind auch die europaweiten persönlichen Kontakte der behinderten Menschen untereinander, wie zum Beispiel die Teilnahme am European Song Contest, als 1994 sogar zwei Hephata-Bewohner den ersten Contest gewannen. Dieser Wettbewerb geht aus dem European Network hervor, einem Zusammenschluss von 20 Behinderteneinrichtungen aus 16 Ländern. Als erste deutsche Einrichtung war hier 1994 die Stiftung Hephata vertreten. Im European Network finden regelmäßig Kongresse, Seminare, und Projekte statt.

Ein weiteres Stichwort ist die Zugehörigkeit Hephatas zum Brüsseler Kreis, einem Zusammenschluss von elf großen evangelischen und katholischen Sozialunternehmen in Deutschland, der das Ziel hat, gemeinsam auf nationaler und europäischer Ebene zu agieren und aktiv Einfluss auf die Entwicklung des sozialen Sektors in Europa zu nehmen. Schwerpunkte des Brüsseler Kreises liegen in der Behinderten-, Alten- und Jugendhilfe, dem Gesundheitswesen und der Bildung. Dass Hephata auch hier vertreten ist, spreche für die soziale Verantwortung und den politischen Weitblick der Stiftung, so Florenz in seiner Laudatio. Die Europamedaille sei nur eine vergleichsweise kleine Gabe für große Werke.

In seiner Dankesrede versicherte Dr. Johannes Degen, dass die Medaille alle Beteiligten für zukünftige Projekte ermutige und stärke. **„Wir werden das Bewusstsein dafür schärfen, dass alle Menschen mit den unterschiedlichsten Begabungen in Europa zusammen leben können.“**
v.l. Tanja Schroeren, Heike Aring, Karl-Heinz Florenz, Dr. Johannes Degen, Hans Kirchrath, Christoph Munzert



Soziale Arbeit - warum, wofür, wie?



Hans Kirchrath



Dr. Fritz Krüger

Eine biblische Antwort von Dr. Fritz Krüger, anlässlich der Madailenverleihung



Eine Begründung für soziale Arbeit bietet die Samariterparabel in der Version von Ernst Schnyding:

Es ging ein Mann von Jerusalem nach Jericho, sah in der Wüste einen Verwundeten am Wegrand liegen und las ihn auf. Ging dann ein zweites Mal nach Jericho, fand einen zweiten Verwundeten, las ein zweites Mal auf; ging ein drittes Mal, ein viertes, ein fünftes Mal den gleichen Weg und fand jedes Mal einen Verwundeten. Jedes Mal wenn er von Jerusalem nach Jericho ging. Ging hundertmal und fand hundertmal. Ging tausendmal und fand zum Tausendsten Male (halb hatte er es vorausgeahnt) einen Verwundeten am Weg. Und immer an der gleichen Stelle. Als er zum 2.233-mal von Jerusalem nach Jericho ging, dachte er bei sich: Es liegt bestimmt schon wieder einer da...



und stolperte darüber. Er erschrak und entschuldigte sich vor seinem 2.233. Verwundeten, holte dann wie üblich den Vorrat aus der Satteltasche und begann mit üblicher Sorgfalt diesen, seinen neuesten 2.233. Verwundeten übungsgemäß zu salben und zu wickeln, um ihn abschließend - weil Übung den Meister macht - mit einem einzigen Ruck auf den Esel zu laden; worauf dieser ohne weiteren Befehl denn auch sofort davonlief in üblicher Richtung auf die Herberge. Und dort auch richtig ankam, der Esel mit seinem Verwundeten, aber ohne die übliche Gefolgschaft; der Esel mit seinem Verwundeten, diesmal bloß zu zweit, ohne den Samariter.

Der Samariter nämlich war in der Wüste zurückgeblieben, um dort zunächst einmal das Räubernest auszuspionieren...



Als er über seinen zweitausendzweihundertdreißigsten Verwundeten stolperte, war ihm nämlich plötzlich die Erleuchtung gekommen, dass er in Zukunft zum guten Herzen unbedingt auch ein bisschen mehr Kopf haben müsse, auf die Gefahr hin, sonst seinen Titel als barmherziger Samariter zu verlieren.

Als er diese so lang versäumte Kopfrechnung machte, ergab sich schon in einer ersten Übersicht, dass es nicht bloß rationaler und billiger, sondern vor allem auch eine bessere Qualität von Barmherzigkeit sei, sich vorsorglich, und zwar resolut, mit dem Räuberknüttel zu befassen, statt nachträglich Heftpflaster auszuteilen...



Er merkte sich das neue Rezept und war von da ab mit immer weniger Arbeit ein immer wieder besserer und noch besserer barmherziger Samariter. Der damit, dass er Abhilfe schaffte, so gründlich half..., dass sein früherer Freund, der Herbergsvater, mit dem defizitären Jahresabschluss nach Jerusalem zur Tempelbehörde lief, um ihn wegen Geschäftsschädigung zu verklagen und gleichzeitig einen Antrag auf Hilfe einzureichen.

(aus Schnyding, Ernst: „Der barmherzige Samariter braucht zum Esel auch den Kopf“, Jugendwohl, 2/1976)



Am 2. Februar luden sieben BewohnerInnen des Hephata-Hauses in Essen-Rütten-scheid, Dagobertstr. 3 zur Eröffnung der neuen Wohngruppe ein. Die zahlreichen Gäste, die ihrer Einladung gefolgt waren, konnten sich davon überzeugen, dass hier ein ideales Zuhause entstanden ist. Das etwa 250 m² große, ca. 80 Jahre alte, gut renovierte Haus bietet allen Bewohnern Einzelzimmer mit individuellem Flair, z.B. durch einen Erker oder

Stuckdecken oder besonders große Fenster. Die behagliche Wohnlichkeit eines Altbaues kommt voll zum Zuge durch das Parkett im Wohnzimmer und das geräumige Treppenhaus mit Holztreppe und Lichtschacht. Das Haus hat einen Garten und liegt so zentral, dass Läden für jeden Bedarf fußläufig zu erreichen sind.

Dieter Kalesse

Weitere Wohngruppe in Essen

Umgewidmet

Umwidmung einer Pfarrstelle - Dezentralisierung umgesetzt.

Eine der Pfarrstellen in der Hephata-Kirchengemeinde wurde jetzt in eine kreiskirchliche Pfarrstelle für integrative Gemeindegliederung umgewidmet. Mit dieser Veränderung wurde folgerichtig der Dezentralisierung der Stiftung Rechnung getragen, da inzwischen auf dem Stiftungskerngelände in Mönchengladbach nur noch etwa 200 Menschen mit Behinderung leben. Die weggezogenen 300 Personen zählen zu den jeweiligen Gemeinden ihres Wohnsitzes.

Dem Gedanken der Teilhabe entsprechend sollen die Menschen mit Behinderung in ihre Gemeinden integriert und dort auch seelsorgerlich begleitet werden. Unterstützung erhalten die Gemeinden dabei durch die Pfarrstelle für integrierte Gemeindegliederung, die Pfarrer Christian Möring zukünftig inne hat. Christian Möring, der vorher Pfarrer der „Anstaltskirchengemeinde“ war, hat dort eine umfangreiche Kompetenz in der seel-

sorgerlichen Begleitung geistigbehinderter Menschen, sowie in der adäquaten Gestaltung von Andachten und Gottesdiensten erworben.

Zu seiner neuen Aufgabe befragt, führt Christian Möring aus: „Zunächst einmal möchte ich deutlich machen, dass im Kirchenkreis keine Sondergemeinde behinderter Menschen gebildet werden soll. Vielmehr wünsche ich mir offene Türen bei meinen Besuchen, die ich mir zunächst in den Gemeinden vorgenommen habe, zu denen Wohnhäuser behinderter Menschen gehören. Bei diesen Besuchen ist es mein Anliegen zu sehen, welche individuellen Möglichkeiten der Teilnahme und Teilhabe mit Einzelnen gefunden werden können. (...)“

Ich habe erfahren, dass wir von Menschen mit Behinderung neu lernen können, dass Glaube mit Einzelerfahrung zu tun hat und dass Glaube auch eigene Formen und Ausprägungen hat.“

Natürlich möchte Pfarrer Möring auch dort weitermachen und unterstützen, wo schon Anknüpfungspunkte gefunden sind. Zur Begleitung der integrativen Gemeindegliederung mit Menschen mit Behinderung wurde im Kirchenkreis ein Fachausschuss gegründet, der am 25. März seine konstituierende Sitzung hatte.

Am Samstag, dem 17. Mai, um 15.00 Uhr wird Pfarrer Christian Möring in der Hephata-Kirche in sein neues Amt eingeführt.

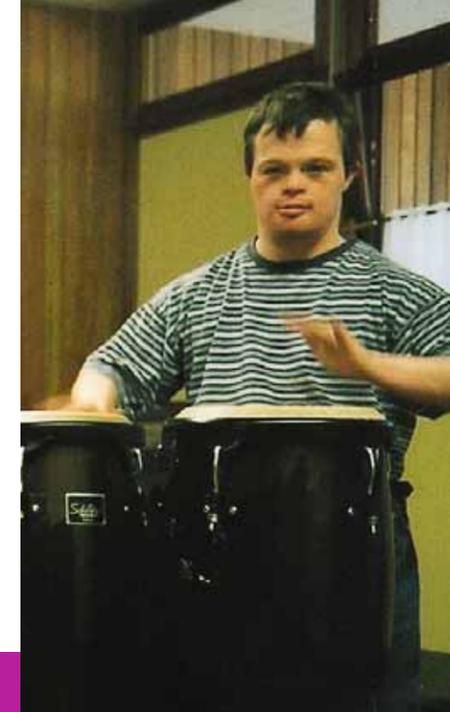
Dieter Kalesse

Was ist erlaubt, was ist nicht erlaubt? Wo sind die Grenzen? Was passiert, wenn Grenzen überschritten werden? Aggressivität und Gewalt in den Lebens- und Arbeitsbeziehungen innerhalb der Evangelischen Stiftung Hephata - das war, ist und wird in Zukunft das Thema einer Initiative für einen Entwicklungsprozess sein. Dieser Prozess hat zum Ziel, unser Bewusstsein dafür zu wecken, vor Aggressivität und Gewalt nicht mehr die Augen zu verschließen, sie

zu ignorieren. Präventive Aktionen sollen in Zukunft mehr Sicherheit für alle Bewohner, Beschäftigte und Mitarbeiter gewährleisten.

Die Auftaktveranstaltung zur Anti-Gewalt-Kampagne fand am 29. Januar 2003 in der Hephata-Kirche statt, der gesamte Prozess wird mindestens ein Jahr dauern.

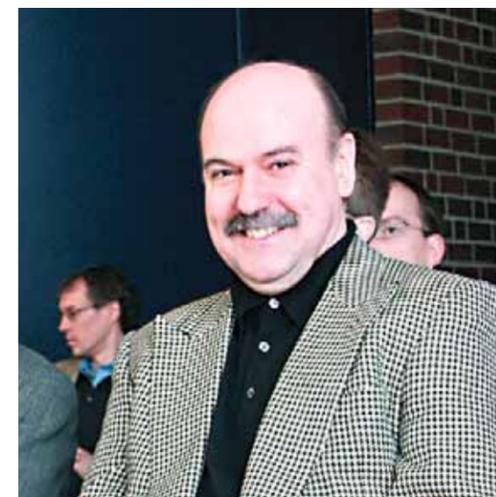
Sonja Zeigerer



Prävention gegen Gewalt

Verabschiedet

Jürgen Peters verlässt Hephata nach 10 Jahren



Zukunftsplanung für das Stiftungskerngelände in Mönchengladbach.

Alle damit in Zusammenhang stehenden Prozesse, wie z. B. Workshops, die Arbeitsgruppe „Selbstbestimmt leben“, den „Tag der Zukunft“ 1997 oder die Forumsveranstaltung „Das Risiko der Freiheit wagen“ 1999 und anderes, steuerte Peters mit großer Souveränität und visionärer Kraft. Dabei ließ er sich leiten vom Vertrauen in die Entwicklungsfähigkeit eines jeden Menschen.

Dr. Degen bezeichnete Peters als „vorwärts drängend, gerade und quer denkend, fair und offen im Umgang (...) kurz als jemanden, der den Begriff Hephata (öffne dich) ernstgenommen und vielen Menschen die Tür zu einer größeren Freiheit geöffnet hat.“

Nach eigener Aussage verstand Jürgen Peters seine Arbeit in Hephata stets als eine Entwicklung im Dialog, bei der die Betroffenen zu Akteuren der Veränderung machte. Damit förderte und forderte er einen Weg der Freiheit, Selbstverantwortung und Mitgestaltung.

Dieter Kalesse

Nach zehnjähriger Tätigkeit für Hephata übernimmt Diplom Psychologe Jürgen Peters am 1. April die Leitung der Evangelischen Beratungsstelle des Kirchenkreisverbandes Düsseldorf. Seine Arbeit für die Stiftung würdigte Direktor Dr. Johannes Degen im Rahmen des Kolloquiums der Talentschmiede.

Jürgen Peters war zunächst dreieinhalb Jahre lang als beratender Psychologe im Wohnbereich tätig, bevor er 1996 die Stabsstelle Zukunft übernahm. In dieser Funktion hatte er wesentlichen Anteil an der Entwicklung des **Projektes S**, der

Nach dem aus der Stabsstelle Zukunft die EntwicklungsWerkstatt Hephata wurde, zeichnete Jürgen Peters für die Talentschmiede, eine Maßnahme zur Personalentwicklung mit dem Ziel, die wesentliche Haltung im Prozess der Konversion der Stiftung heraus zu bilden, verantwortlich. Mit kreativen Settings führte er Präventionsmaßnahmen gegen Gewalt und sexuellen Missbrauch durch.

„Das Konzept der Entwicklung im Dialog verknüpft die Orientierung an den Interessen der Nutzer mit den Erfordernissen der Organisationsentwicklung, die an der Sicherung ihres Bestandes in Zukunft interessiert ist.“

Jürgen Peters

Bitte helfen Sie, die Lebensqualität von Menschen mit Behinderung zu erhalten!



Text: Dieter Kalesse Fotos: Udo Leist

Massive Veränderungen stellen derzeit die erreichte Lebensqualität behinderter Menschen in Frage:

So hatte Hephata mit den Zuwendungsgebern die Finanzierung von vier neuen Wohnhäusern für Menschen mit Behinderung und den Bau einer Werkstatt mit 230 Arbeitsplätzen abgestimmt. Heute müssen wir feststellen, dass die finanziellen Mittel nicht wie besprochen zur Verfügung stehen und dass wir derzeit nicht wissen, wie die geplanten Projekte bezahlt werden können.

Der Bau eines Wohnhauses für 14 Menschen mit Behinderung in Wuppertal, für das die Mittel schon 2002 zugesagt waren, kann nicht beginnen, weil der Bund den Bewilligungsbescheid nicht ausstellt.

Für die über 200 behinderten Menschen in Mönchengladbach, die derzeit auf einen Arbeitsplatz in einer Werkstatt warten, heißt dies noch länger zu Hause ausharren zu müssen.

Die Menschen mit Behinderung, die in die geplanten Neubauten einziehen sollten, müssen jetzt weiter in nicht mehr der Zeit entsprechenden Wohnverhältnissen oder in kräftemäßig überforderten Familien leben.

Die Tarifsteigerung von rund 3% im öffentlichen und kirchlichen Dienst wird vom Landschaftsverband Rheinland nicht refinanziert.

Das bedeutet, dass im Personalbereich gestrafft werden muss und Stellen entfallen werden.

Hier sind nur die wesentlichsten Einschnitte genannt, die Liste ließe sich noch fortsetzen. Wir bitten Sie deshalb um Ihre Hilfe, die erreichte Lebensqualität behinderter Menschen zu erhalten.

Und so können Sie helfen:

- Bitte geben Sie nicht mehr benötigte Kleidung, Hausrat, Möbel und Trödel an die Hephata-Spendenverwertung in
 - **Mettmann**, Poststraße 19, Tel.: 0 21 04 / 80 23 87
 - **Mönchengladbach**, Albertusstraße 22-24, Tel.: 0 21 61 / 1 46 35 Alleestraße 1a, Tel.: 0 21 61 / 30 20 03 Odenkirchener Straße 14-16, (Rheydt) Tel.: 0 21 66 / 94 43 92
 - **Köln**, Neusser Straße 183, (Nippes) Tel.: 02 21 / 1 20 66 54

- Bitte sammeln Sie gelaufene Briefmarken aller Art für Hephata und senden Sie diese an:

Hephata-Briefmarkenstelle, Rheydter Str. 128 - 130, 41065 Mönchengladbach

Auch so erhalten Sie Arbeitsplätze und helfen Erlöse zu erzielen.

- Bitte spenden Sie Geld und helfen Sie so, die genannten Probleme mit aufzufangen.

Wir sind dankbar dafür, dass Hephata-Freunde bei Geburtstagen und Festen, aus Anlass eines Jubiläums, aber auch bei Todesfällen Geld für die Menschen mit Behinderungen zusammenlegen.

Hephata-Spendenkonto: 1112, Bank für Kirche und Diakonie, Duisburg, BLZ 350 601 90

- Mit einem Vermächtnis ist es möglich, über den Tod hinaus, zukunftsweisend Behindertenhilfe zu gestalten. Mit diesbezüglichen Fragen wenden Sie sich bitte an den Direktor der Stiftung Hephata, Dr. Johannes Degen. Tel.: 0 21 61 / 24 61 12

- Bitte unterstützen Sie die Arbeit behinderter Menschen durch Ihren Einkauf:
 - im **Hephata-Gartencenter**, Dahler Kirchweg 48, Mönchengladbach
 - in den **HEP-Shops** der Spendenverwertung in Mettmann, Mönchengladbach, Köln
 - im **Creativ-Laden** der Hephata-Werkstätten, Erftrstr. 18, Mönchengladbach
 - in der **Hephata-Briefmarkenstelle**, Rheydter Str. 128 - 130, Mönchengladbach

Für Ihre Unterstützung danken wir Ihnen schon heute ganz herzlich!

In eigener Sache...



Das neue HephataMagazin - zugegebenermaßen ein großer Schritt nach vorne, von den einen lebhaft begrüßt, von anderen aber auch kritisch beantwortet. Zustimmung und Lob ermutigen uns. Die Kritik wollen wir aber ebenso hören. Einigen Leserinnen und Lesern ist das Magazin zu aufwendig und es erscheint ihnen zu teuer. Dazu möchten wir aufklärend dies sagen:

Wir haben uns entschieden, künftig statt der jährlichen vier Ausgaben des bisherigen Vierteljahressheftes nur drei Magazin-Ausgaben erscheinen zu lassen. Außerdem haben wir darauf verzichtet, einmal im Jahr zu Weihnachten eine Jahresgabe an alle Empfänger unserer Nachrichten zu verschicken; Kalender und andere kleine Aufmerksamkeiten haben uns zum Teil erhebliche Kosten verursacht. Darüber hinaus werden wir die Finanzierung des HephataMagazins künftig auch durch die Einwerbung der einen oder anderen Anzeige unterstützen. Schließlich gibt es nun auch die Möglichkeit, das Magazin mit einem Abonnement zu fördern - erste Meldungen haben wir bereits erhalten. Erwägen Sie doch bitte Ihrerseits, ob Sie sich zu einem Abonnement entschließen können.

Alles in allem ist aber festzustellen: *Wir werden die Stiftung nicht durch Mehrkosten belasten, die das HephataMagazin verursachen könnte. Das war von Anfang an unser Ziel.*

Wichtiger aber noch ist uns dies: Wir verstehen unseren Auftrag als Stiftung dahin, dass wir das uns Mögliche tun, um das Miteinander und den Austausch zwischen Menschen mit Behinderung und denen, die sich für unbehindert halten, zu verbessern. Dies wollen wir auf eine zeitgemäße, das heißt ansprechende und den Rahmen des Üblichen überschreitende Weise tun. Nicht verschämt und die Tatsache unscheinbar machend, dass Behinderungen zu unser aller Leben dazugehören, wollen wir über Erfahrungen berichten und Nachdenklichkeit anstoßen, sondern freundlich, hell und Aufmerksamkeit hervorrufend. Es ist noch Vieles notwendig, damit das Zusammenleben von Menschen mit unterschiedlichen Gaben wirklich gelingen kann.

Für Ihre Zustimmung ebenso wie für Ihre Kritik danken wir Ihnen.

Dr. Johannes Degen

Aktuelle Termine

was liegt an - was ist wichtig - was sollte man nicht verpassen

Mai 2003

Samstag, 17. Mai

ab 14:00 Uhr
Motorrad-Gespannfahrer-Treffen
auf dem Stiftungskerngelände, Rheydter Str. 128 - 130,
Mönchengladbach

Samstag, 17. Mai

15:00 Uhr
Vernissage zur Benefizausstellung
mit Werken von Regine Hegemann und MarEl Schaefer
zu Gunsten der Karl-Barthold-Schule
im Nassauerstall Schloss Wickrath, Mönchengladbach



Ihr sollt ein Segen sein.
Ökumenischer Kirchentag
28. Mai - 1. Juni 2003 in Berlin

Den Hephata-Stand beim ökumenischen Kirchentag in Berlin
(28. Mai - 1. Juni 2003) finden Sie innerhalb der Agora
in Halle 1.2. Unter dem Thema "Vom Recht behinderter
Menschen auf ein Leben in eigener Regie" gibt es dort die
Möglichkeit mit Bewohnern und Mitarbeitern der Stiftung
ins Gespräch zu kommen und Fremdbestimmungs-Erfahrung
am eigenen Leib zu machen.

Freitag, 13. Juni

18:30 Uhr
Sommerkonzert
der Hephata-Rhythmusgruppe mit Gastgruppen und -chören
in der Hephata-Kirche, Rheydter Str. 128 - 130,
Mönchengladbach

Samstag, 14. Juni

11.00 - 17:30 Uhr
Sommerfest auf dem Benninghofgelände,
Benninghoferweg 82, Mettmann

Sonntag, 4. Juli

14.00 - 22.00 Uhr
Sommerfest auf dem Stiftungskerngelände,
Rheydter Str. 128 - 130, Mönchengladbach

Juni 2003



Juli 2003



Anzeige

HEPHATA Garten-Center



Dahler Kirchweg 48
Mönchengladbach
Mo. - Fr. 9:00 - 18:00 Uhr
Sa. 9:00 - 16:00 Uhr



- Topf-Pflanzen
- Stauden
- Ziersträucher
- Obstgehölze
- Baumschule
- Substrate
- Mulch/Erde
- Gartengeräte
- Deko-Artikel
- Beratung
- Anlagen-Planung
- Anlagen-Ausführung

Wählen Sie in Ruhe aus unserem umfangreichen Sortiment aus.
Bei Fragen oder Problemen im Garten helfen wir Ihnen gerne weiter.



Impressum

HephataMagazin
Einblicke - Ansichten - Ausblicke
2. Jahrgang

Herausgeber:
Evangelische Stiftung Hephata
Rheydter Straße 128 - 130
41065 Mönchengladbach
Direktor PD Dr. Johannes Degen
Telefon: 0 21 61 / 246 - 0
Telefax: 0 21 61 / 246 - 212
E-mail: post@hephata-mg.de
Internet: www.hephata-mg.de

Beirat:
Superintendent Klaus Eberl, Wassenberg;
Ulrike Falkenberg, Mettmann;
Dr. Monika Seifert, Berlin;
Prof. Dr. Hans-Christoph Vogel, Mönchengladbach

Redaktion:
Dieter Kalesse
Telefon: 0 21 61 / 246 - 199
E-mail: dieter.kalesse@hephata-mg.de

Grafik Design / Satz:
Udo Leist, Studio für Kommunikationsdesign,
41466 Neuss, Tel.: 0 21 31 - 74 54 88

Druck:
Hermes Druck und Verlag GmbH, 40221 Düsseldorf

Spendenkonto:
1112
Bank für Kirche und Diakonie, Duisburg
BLZ 350 601 90

Alle Freunde und Förderer der Evangelischen Stiftung Hephata
erhalten das HephataMagazin kostenlos.

Copyright©
Evangelische Stiftung Hephata, Udo Leist - Kommunikationsdesign

Alle Rechte vorbehalten, fotomechanische oder elektronische
Wiedergabe auch einzelner Teile sowie Nachdruck nur mit
Quellenangabe und Genehmigung des Herausgebers.

Die Evangelische Stiftung Hephata ist Mitglied in:



Wenn Empfänger verzogen, bitte mit neuer Anschrift zurück an Absender:
Evangelische Stiftung Hephata
Rheydter Str. 128-130 - 41065 Mönchengladbach

Deutsche Post AG
Entgelt bezahlt
41199 Mönchengladbach

Anzeige

DIETER SCHMIDT
Autohaus Kaarst

... wir lassen Sie nicht im Regen stehen !

Mobilität in allen Lebenslagen!



Fragen Sie uns!

Informationen über behindertengerechte Fahrzeuge und Umbauten erhalten Sie direkt in unserem Hause oder telefonisch unter der Rufnummer:

0 21 31 - 9 60 00

Bleiben Sie mobil
mit

**EURO
MOBIL**
RENT-A-CAR



41564 Kaarst • Königsberger Str. 2 • Tel.: 0 21 31 - 9 60 00
www.autohaus-kaarst.de • service@autohaus-kaarst.de